

(Nachdruck verboten.)

25]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Unten hatte sich die Köchin ihr Gesangbuch vorgelesen; sie war eine Protestantin und brauchte es nicht alle Tage. Nun schlug sie es auf, aufs Gratewohl: wie es traf, so traf's! O weh! Bitternd zeigte sie es dem Friedrich. Da stand:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir —“

O weh, der Junge mußte sterben! Sie waren beide wie gelähmt vor Schreck.

Derweilen flog die flinke Cilla treppauf, treppab. Ihr war nicht mehr so bange. Er würde nicht sterben, des war sie jetzt sicher.

Als sie ihn drinnen in die Wanne hoben, Schlieben und die Pflegerin, und die Mutter die schwachen Hände unterhielt wie zur Unterstützung, stand Cilla draußen vor der Tür und rief wieder ihre Heiligen an. Gern hätte sie ihr Andachtsbüchlein, ihr „Brot der Engel“, zur Hand gehabt, aber es fehlte an Zeit, es zu holen. So stammelte sie nur ihr „Gilt“ und „Erbarme Dich“, ihr „Begrüßet“ und „Streite für ihn“ mit der ganzen Gänge ihrer Gläubigkeit.

Und drinnen begannen sich die Wangen des todbleichen Knaben zu röten. Die Lippen, die sich so lange zu keinem Laut geöffnet hatten, stießen jetzt einen Seufzer aus. Er war warm, als sie ihn ins Bett zurücklegten. Bald war er heiß; das Fieber setzte wieder ein.

Die Schwester blickte besorgt: „Jetzt Eis! Wir müssen es mit Eisblasen versuchen!“

Eis! Eis!

„Ist Eis im Hause?“ Hastig kam Schlieben aus der Krankenstube heraus, er stieß fast die Tür gegen die Stirn des betenden Mädchens.

Eis! Eis! Sie waren beide miteinander hinuntergelaufen. Aber auch die Köchin wußte keinen Rat: nein, Eis war nicht da, man hatte nicht geglaubt, welches nötig zu haben.

„Schnell, zur Apotheke!“

Der Diener stob davon, aber — großer Gott — ehe der zur Apotheke gelangte, jemanden weckte und wieder zurück war, konnte die Flamme da oben so hoch aufgestammt sein, daß die arme kleine Kerze schon aufgezehrt war! Ganz wirr vor Angst blickte der Mann umher, da sah er, wie Cilla mit Fleischbeil und Wassereimer zur Hintertür lief.

„Ich hole Eis!“

„Wo denn?“

„Da!“ Sie lachte und hob den bewehrten Arm, daß das Weil bligte. „Unten im See ist ja Eis genug. Ich geh', welches haben!“

Schon war sie hinaus; er lief hinter ihr drein, ohne Hut, ohne Mütze, nur mit dem leichten Hausrock bekleidet, den er im Zimmer trug.

Vor der aufklimmenden Hoffnung wichen die Schrecken der Nacht, er fühlte augenblicklich die Kälte gar nicht. Aber als nun die Willen so ganz verschwunden waren hinter den Niefen, als er nun so einsam am Rande der eisigen Seeschlache stand, die wie ein hartes Metallschild glänzte, von schwarzen, schweißigen Niefen drohend umgeben, da fror ihn doch, daß er glaubte, erfrieren zu müssen. Und er fühlte eine Bangigkeit, wie er sie noch nie gefühlt hatte. Eine tödliche Angst.

Kam nicht eine Stimme zu ihm? He! Dort aus dem Walde, der wie ein Dickicht erschien im blauen, verwirrenden Schimmer des Mondlichts?! Und er höhnte und foppte, lachte halb, klagte halb! Schrecklich — wer schrie so?!

„Der Kauz schreit,“ sagte Cilla jetzt, hob mit beiden Händen das Weil rücklings über die Schulter und ließ es niedersinken mit Kraft. Das Eis am Rande splitterte. Es knackte und krachte; bis weit in den See hinaus ging der Ton: ein Murren, ein Grollen, eine Stimme aus der Tiefe.

Würde der Knabe sterben — würde er leben?!

Verstört sah Schlieben sich um. O Gott ja, auch das war umsonst! Würde umsonst sein! Trotz all seiner Mann-

haftigkeit empfand er eine Schwäche — heute, hier war er schwach. Hier war die Nacht und die Einsamkeit und der Wald und das Wasser — all das hatte er schon oft gesehen, es war ihm vertraut gewesen —, aber so war es noch nie gewesen, so still und doch so schreckhaft belebt. So hoch waren die Bäume noch nie gewesen, so groß noch nie der See, so fern noch nie die bewohnte Welt!

Es schien ihm etwas zu lauern hinter jener dicken Kiefer. Das Schweigen beängstigte ihn. Dieses große Schweigen war furchtbar. Dröhnend zwar hallten die Giebel der Art und lockten drüben über dem See ein Echo, unbeirrt zwar tat Cilla ihr Werk — er bewunderte die Kaltblütigkeit des Mädchens —, aber die Drohung, die in diesem Schweigen lag, minderte sich nicht.

Schauer auf Schauer durchrann den verstörten Mann: nein, jetzt wußte er's, — ach, wie fühlte er's deutlich — gegen diese unsichtbare Gewalt kam niemand an. Hier war alles vergebens!

Ein großer Schmerz überkam ihn. Mit beiden Händen packte er in die eiskalten Schollen, die das Mädchen losgehakt hatte, und sammelte sie in den Eimer; er riß sich, er schnitt sich an den zackigen Rändern, die scharf waren wie Glas, aber er fühlte den körperlichen Schmerz nicht. Das Blut rann in Tropfen über die Finger.

Und aus feinen Augen begann jetzt auch etwas zu rinnen, schwer und zäh tropfte es über seine Wangen — langsame, fast widerwillige Tränen. Aber doch heiße Tränen eines Vaters, der um sein Kind weint.

11.

„Zotte, nee, was biste groß geworden,“ sagte Frau Dämke, „nu wird man woll bald „Sie“ zu Dich sagen müssen und „junger Herr“?!“

„Nie!“ Wolfgang fiel ihr um den Hals.

Die Frau war ganz verdukt: war das denn noch der Wolfgang? Der war ja kaum wiederzuerkennen seit der Krankheit — so umgänglich! Und war er auch immer ein guter Junge gewesen, so zärtlich war er früher doch nie gewesen?! Und wie lustig er war, er lachte, seine Augen blinkerten ordentlich wie gepußt!

Wolfgang war voll von Lebenslust und einer immerwährenden unbändigen Freude. Er wußte gar nicht wohin damit. Keinen Augenblick konnte er stille sitzen, in seinen Armen suchte es, seine Füße scharren den Boden.

Er war der Schrecken des Lehrers. Die ganze, sonst immer so musterhafte Quarta brachte der Junge aus Rand und Band, der eine Junge! Und dabei konnte man ihm eigentlich nicht einmal so recht von Herzen böse sein. In die Rügen des müden Mannes, der alle Tage dieselben Stunden, jahraus jahrein, auf demselben Katheder sitzen, dieselben Diktate diktieren, dieselben Aufgaben aufgeben, dieselben Lesestücke lesen lassen, dieselben Wiederholungen wiederholen mußte, mißte sich etwas wie eine leise Behmut, die den Tadel milderte: ja, das war Daseinsfreudigkeit, Gesundheit, Frische, unverbrauchte Kraft — das war Jugend!

Wolfgang kehrte sich nicht an die Vorwürfe, die man ihm machte, er hatte nicht den Ehrgeiz, unter den Ersten der Klasse zu sein. Er lachte den Lehrer aus und konnte sich nicht einmal zwingen, betrübt den Kopf zu senken, als ihm die Mutter, in nervöser Erregtheit, eine schlechte Zensur vorm Gesicht hin und her schwenkte: „Also dafür quält man sich so mit Dir?!“

Wie ehrgeizig die Frauen sind! Schlieben lächelte; er nahm's ruhiger. Nun, er hatte ja auch nicht die Plage davon gehabt wie Käte. Sie hatte sich, seitdem der Junge so viel durch seine Krankheit versäumt hatte, jeden Tag mit ihm hingeseht und geschrieben und gelesen und gerechnet und Vokabeln gelernt und Regeln und unermüdet wiederholt und, neben den Schulaufgaben, selber noch Übungsaufgaben gestellt, und es so durchgeseht, daß Wolfgang, trotz der wochen- und wochenlangen Schulversäumnis, doch Ostern mit nach Quarta versetzt wurde. Erleichtert hatte sie aufgeatmet: ah, ein Berg war erklimmt! Aber der Weg ging trotzdem jetzt nicht eben fort. Als die ersten Amseln im Garten sangen, war er als fünfzehnter versetzt worden — also ein Durch-

Schnittschüler — als die erste Nichtigall schlug, war er nicht mehr in diesem Durchschnitt, und als der Sommer kam, gehörte er zu den Letzten der Klasse.

Es war zu verlockend, im Garten zu säen, zu pflanzen, zu gießen, auf dem Rasen zu liegen und sich den warmen Sonnenstrahlen über den Leib rinnen zu lassen; besser noch, draußen umherzuschwärmen an den Waldrändern, oder im See zu baden, weit hinauszuschwimmen, so weit, daß ihm die anderen Jungen zuschrien: „Komm zurück, Schlieben, Du versäufst!“

„Freu Dich doch, daß er so munter ist,“ sagte Paul zu Käte. „Denke doch dran, wer hätte, vor einem halben Jahr noch, gedacht, daß er sich so erholen würde? Es ist ein Glück, daß er kein Stubenhocker ist. „Viel frische Luft,“ hat Hofmann gesagt, „viel freie Bewegung. Ohne Schädigungen der Konstitutionen geht eine so schwere Krankheit nicht ab!“ Also wählen wir von zwei Uebeln doch das kleinere — freilich, der Bengel muß wissen, daß er nebenbei doch seine Schuldigkeit zu tun hat!“

Das ließ sich schwer vereinen. Käte fühlte sich machtlos werden. Wenn des Knaben Augen, blank wie dunkle Beeren, begehrten: „laß mich hinaus“, wagte sie ihn nicht zurückzuhalten. Sie mußte, er hatte seine Arbeiten noch nicht fertig, vielleicht noch nicht einmal begonnen; aber hatte Paul nicht gesagt: „man muß von zwei Uebeln das kleinere wählen“, und der Sanitätsrat: „ohne Schädigungen geht eine so schwere Krankheit nicht ab, viel Freiheit“ —?!

Eine jähe Angst erfaßte sie um sein Leben; noch waren die Schrecken der Krankheit nicht verwunden. Ach, diese Nächte! Diese letzten furchtbaren Stunden, in denen nach dem heißen Bad das Fieber höher und höher gestiegen war, der Puls gerast und das arme Herz gejagt hatte, bis endlich, endlich das Eis aus dem See Kühlung gebracht, und ein Schlaf sich gesenkt hatte, der, als im Osten der Himmel rot zu werden begann, und ein neuer Tag durch's Fenster hereinschaute, sich in einen wohlthuenden, wunderwirkenden Schweiß löste.

Sie mußte den eben Genesenen laufen lassen.

Aber daß er sich Cilla an den Arm hing, wenn die abends noch einen Gang zu machen hatte, daß er ihr schleunigst nachließ, wenn sie nur einen Brief zum Kasten trug, oder daß er ihr einen Stuhl heranschleppte, wenn sie sich mit ihrem Hlidskorb unter den Fliederbusch an der Küchentür setzen wollte, das war nicht zu dulden. Als Käte erfuhr, daß Cilla an ihrem Ausgangsontag nicht weiter gegangen war als bis zu den nächsten Kiefern am Waldbrand und dort mit dem Knaben stundenlang im Grase gesessen hatte, gab es eine Szene.

Cilla weinte bittere Tränen. Was hatte sie denn getan?! Sie hatte Wölschen doch nur von „zu Hause“ erzählt! „Was geht ihn Ihr „zu Hause“ an?! Er soll sich um seine Sachen kümmern, und Sie kümmern sich um die Ihren!“ Käte war im Zuge, noch mehr herauszusprudeln, zu schreien: „Lassen Sie solche Vertraulichkeiten, ich dulde sie nicht“, aber sie bezwang sich, wenn auch nur mit Mühe. Sie hätte dieses rundwängige, helläugige Mädchen, das so dreist blickte, ins Gesicht schlagen mögen. Da war selbst Frida Rämte noch vorzuziehen!

Aber Frida ließ sich jetzt nicht mehr oft sehen. Sie trug schon den Rock lang bis zum Knöchel und ging in den Freistunden, die ihr die Schule ließ, zum Nähkursus, und wenn sie eingeseget war, Ostern übers Jahr, dann sollte sie, wie sie mit großer Wichtigkeit sagte, „nach's Geschäft“.

„Ich kündige ihr,“ sagte Käte eines Abends, als Cilla eben den Tisch abgedeckt hatte und sie ganz allein mit ihrem Mann saß.

„So?“ Er hatte gar nicht recht hingehört. „Warum denn?“

„Darum!“ Ein unterdrückter Aerger vibrierte im Ton der Frau — mehr als das, eine leidenschaftliche Erregung. Ihre sonst goldbraunen, milden Augen wurden dunkel und blickten finster in sich hinein.

„Du zitterst ja förmlich! Was ist denn nun schon wieder?“ Verstimmt legte er die Zeitung hin, die er eben hatte lesen wollen. Da war wieder etwas mit dem Jungen los; nur dann erregte sie sich so!

„Es geht nicht länger!“ Ihre Stimme war hart, hatte jeden Schmelz verloren. „Und ich dulde es nicht! Denke Dir, als ich heute nach Hause komme — ich war gegen Abend eine Stunde fort, kaum eine Stunde —, Gott, Gott, man

kann sich doch nicht immer zur Aufpasserin machen, man erniedrigt sich ja vor sich selber!“ Leidenschaftlich verflocht sie die Hände, preßte sie so heftig ineinander, daß die Knöchel ganz weiß wurden. „Ich hatte ihn an seinem Pult gelassen, er hatte so viel auf, und als ich wiederkomme, war kein Strich gemacht! Aber unten, hinten vor der Küchentür, da — da höre ich sie!“

„Wen denn?“

„Nun, Wolfgang und die — die Cilla! Kaum bin ich fort!“

„Nun — und?“

Sie hatte geschwiegen, seufzend, in einem tiefen Kummergefühl, das den Jörn aus ihren Augen verjagte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

Durch das Havelland.

Draußen im Grunewald drängt sich die Schar der Sonntagsausflügler, auf allen Wegen und Stegen wimmelt es von Menschen. In den Wäldern an der Müggel und der Oberspree, in der Tegeler Heide und nach Oranienburg hinauf ist's dieselbe Sache. Ueberall Menschen, Menschen und Menschen; Waldeinsamkeit, du tiefe, stille, Waldfrieden, mit deiner heiligen Ruhe, wo bist du geblieben? Kann der Berliner dich überhaupt noch finden, wenn er müde und gehebt von der Werktagsarbeit am Sonntag hinaus kommt in die freie Natur?

O ja, er könnte es schon, wenn er sich nur daran gewöhnen wollte, nicht immer und immer und immer wieder dieselben Wege zu laufen. Wenn er es nur einmal unternehmen wollte, sich auch da umzusehen, wo weder die Elektrische noch die Stadtbahn hinführt und kein „bekanntes Gartenlot“ zum Kaffeeloch und anderen Vergnügungen einladet.

In Schildhorn, in den Fichelsbergen, in Beelichhof und Wannsee ist es alle Sonntage überfüllt, nirgends ein Plätzchen, wo man ungestört rasten kann, wo nicht die Autos vorüberdonnern oder die Radautote durch die Wälder tönt; drüben, am anderen Ufer der Havel, aber liegt das Havelland mit Feldern und Wiesen, mit alten Dörfern und endlosen Wäldern, Wäldern, so einsam, so still und feierlich, als lägen sie auf Meilen entfernt, aber nicht vor den Toren einer großen Stadt.

Die Eingangspforte zum Havelland, gewissermaßen der Hafen, ist Cladow, vom „Vorbeifahren“ kennt es wohl schon mancher. Wieviele aber sind drin eingelehrt? Cladow an sich schon ist reizend, niederem Hang emporletternd, mit einem weiten Ausblick über Wasser und Wald vereint es alle Vorzüge eines Berg- und Dünenhofes. Ist man die holprigen Straten emporgestiegen, so genießt man einen Ausblick, der seinesgleichen sucht. Der Wannsee, hier in seiner Vereinigung mit der Havel mehr ein Haß als ein See, liegt in seiner ganzen Breite zu unseren Füßen, rechts und links hin aber dehnt sich der Fluß, bald breit dahinschießend, bald durchsetzt von Inseln und Werdern, abgegrenzt von den dunklen Höhen der Grunewaldberge und der Banneforsten. Cladow gehört mit zu den ältesten Dörfern des Havellandes, und auch wer das nicht weiß, sieht, daß an dieser Stätte das Leben schon manch Jahrhundert seinen Gang ging. Wohl sind an der Havel entlang einzelne neue Villen und auch in den Dorfstraten manch moderner Bau entstanden, dazwischen hin aber stehen die kleinen Häuschen mit den Rohrdächern, und vor den Türen, auch den modernen, blüht der altmärkische Bauergarten in seiner ganzen Buntheit. Pantoffelblume und Rittersporn, Klatschrose, Flog, Bergschmeinnicht, Taufendschön und Stiefmütterchen leuchten in allen Farben. Um die Laube aber rankt das Jelanzerjelieber, und an den Wänden empor klettern Ephen und wilder Wein.

Von Cladow stehen dem Wanderer verschiedene Wege offen; der eine führt nach Gatow und ist der nächste, der andere über die Fuchsberge, der dritte über Groß-Öltenide nach Sacrow.

Nach Gatow wandert es sich entzündend. Zunächst auf freier Straße zwischen Feldern hin, rechts die Havel und die Grunewaldberge am anderen Ufer zur Seite, links das Havelland, mit seinen endlosen Getreidefeldern, die im Winde auf und niedergehen, wie ein grünes Meer, mit seinen finsternen Föhrenheiden, die sich so tiefdunkel abheben von dem zarten Graugrün des jungen Korns. In ständigem Wechsel ändert sich das Bild. Jeder Schritt bringt eine andere Aussicht oder das alte in neuer Beleuchtung, neuer Perspektive. Haben wir ein kurzes Stückchen Wald durchschritten, so liegt Gatow vor uns, über Hügel sich hinstreckend, von der Havel bespült. Der Mühlenberg gewährt einen herrlichen Ausblick auf die Landschaft.

Von Gatow führt uns der Dampfer nach Schildhorn, von wo wir den Bahnhof Grunewald in kurzer Zeit erreichen. Wer nicht gut zu Fuß ist, fährt besser mit dem Dampfer nach Beelichhof zurück.

Wechseltreicher noch ist der Weg nach Sacrow. Wir gehen entweder durch Cladow selbst nach der Sacrower Chaussee hinauf oder wir halten uns gleich von der Dampferbrücke links am Wasser

hin. Der letzte Weg ist der interessantere. Er schlängelt sich direkt an der Havel zwischen wunderbar entwickelten Weidenbüschen hindurch, eine lange grüne Straße, mit herrlichen Ausblicken auf den Strom, die Pfaueninsel und die Wannseewälder. Leider ist er nur kurz, wir müssen rechts abbiegen und auf Feldwegen zur Sacrower Chaussee hinaufsteigen; haben wir die erreicht, so führt uns ein gerader Weg auf Sacrow zu. Schon nach wenigen Minuten sind wir in den Fuchsbergen, ein herrlicher alter Hochwald nimmt uns auf, Nadel- und Laubholz in buntem Wechsel, hügelan und hügelab.

Das ist ein köstliches Wandern in heller Sommermorgenstunde, wenn die Sonne ihr feines Goldgespinnst über alle Gipfel und Zweige hängt, wenn ein leises Rauschen durch die Blätter zieht und der Strom tief unten dunkelblau durch die Aeste blüht. Denn ein wundervolles Gemisch von Wald und Wasser, von weiten Fernsichten und verschwiegenem Waldinnern, von Tal und Hügel bieten die Fuchsberge. Und einsam ist es hier, ach so einsam! Keine lärmvollen Landpartien, kein Stullenpapier auf dem Boden, kein Köstöff auf den Wegen, kaum ein Wanderer. Der Specht hämmert im Holz und Fink und Meise singen, sonst alles still. Etwa eine Stunde geht man durch die Fuchsberge, dann tauchen die ersten Willen von Sacrow auf, und wieder eröffnet sich ein wunderherrlicher Blick über die weiten Flächen der Havel. Im alten „Wirtshaus zum Doktor Faust“ wird Rast gemacht, und hier findet man auch den Dampfer, der nach Wannsee oder Potsdam resp. Neubabelsberg zur Bahn zurückfährt.

Sehr viel weiter ist der Weg über Groß-Glienide. Wir nehmen wieder Cladow zum Ausgangspunkt, durchschreiten das Dorf aber völlig und sind in einer entzückenden Kirchengasse, die bald sich hebend, bald sich senkend, zwischen den Feldern hinführt. Halbwegs der Tour finden wir am Wege drei alte Wälle, von denen der eine, mit finsternem Nadelholz bestanden, in der Mitte gerüdttritt, während die beiden anderen sich rechts und links flankenartig vorschieben. Was stellen sie vor? Mit einer Anlage von Menschenhand hat man es zu tun. Die Karten nennen sie jetzt Schanze, die älteren Karten „Burgwall“, und eine altwäldische „Burg“ hat man offenbar vor sich. Lagerstätte und Auslug zugleich mag sie dem verfeinten und verfohlten Slawengeschlecht doreinst gewesen sein. In ihrem schweigsamen Innern war man gut versteckt vor den nachdringenden Deutschen; von der Spitze aber sieht man weit hinaus bis zu den jenseitigen Ufern der Havel hin.

Groß-Glienide liegt am Groß-Glienider See. Wenige Minuten nach Verlassen des Walls haben wir beide vor uns; ein Landschaftsbild von unendlichem Liebreiz tut sich vor uns auf, das deutsche Dorf, wie es Thoma malt: friedliche Häuschen im Grün versteckt, vom Wasser bespült, von waldigen Hügeln überragt.

Um das Gut herum, dessen Park geschlossen ist, haben wir etwa noch dreiviertel Stunden zum Dorf selbst.

Groß-Glienide hat sich den dörflichen Charakter noch mehr bewahrt als Cladow. Hier finden wir noch ausschließliche das alte märkische Bauernhaus, wo Stall und Wohnung ineinander läuft, wo das Rohrdach tief über die kleinen Fenster hängt und der Pferdekopf am Giebel vom Rult der Ahnen erzählt. Ein schlichter Dorfkrug ladet zur Rast. Am Glienider See entlang, der sich ziemlich weit hinzieht, und an der Ziegelei vorbei, kommen wir wieder geradenwegs in die Fuchsberge, diesmal aber weit ab der Havel. Eine prachtvolle Alzianallee führt vor uns tief hinein in den Wald. Folgen wir ihr, sind wir schon nach einer knappen Stunde in Sacrow; wir verlassen sie aber schon nach kurzem und biegen quer durch den Wald rechts ab, dahin, wo Wasser durch die Bäume blüht. Wir sind am Sacrower See und halten uns nach links an seinem Ufer hin. Ein Weg nimmt uns auf, der an Schönheit fast jenem einzig schönen Waldweg gleicht, der auf der Insel Rügen von Sahnitz nach Stubbenkammer führt. Wohl fehlt hier der Buchenwald und die Großartigkeit der meerrumpflüchten Kreideklappen, aber ein grüner Laubengang wölbt sich auf Stunden über unserm Haupt, und steigen wir nach links hin die Berge an, so blüht zur Rechten der See heraus. In den Nadelwald schieben sich uralte Eichen.

Nach Sacrow zu hebt sich der Weg, und wir haben zum See hinab tiefe Schluchten mit einem Gewirr von Unterholz, das fast an Urwaldwäldnis erinnert. Ist der See zu Ende, so stehen wir in Sacrow, dem wir diesmal aber von der Dorfseite, nicht von der Willentolmie aus nahen.

Der Sacrower See hat Fouqué einst zur Dichtung der „Undine“ begeistert. Etwas wie Märchenstimmung schwebt noch heute über seinen blauen Wassern, die selten nur das Boot eines Fischers durchquert. —

D. Goebeler.

Kleines feuilleton.

— Der Salon. (Nachdruck verboten.) Vierzehn lange Jahre haben sie gespart, gearbeitet und geradert, sich und die Kinder schmal gehalten, und jetzt haben sie endlich das Ziel erreicht.

Früher hielten sie einen kleinen Laden, den führte die Frau, während der Mann schon damals in das Bureau ging, wo er noch heute hingehet. Vierzehn Jahre ging er dahin und berichtete ungefähr jedes Jahr, jeden Monat, jeden Tag dieselbe Arbeit. Sie wird aber heute etwas besser bezahlt als damals.

Die Frau führt heute einen Laden auf Rechnung einer größeren Firma ganz allein. Soweit haben sie es also in vierzehn Jahren gebracht. Als der Mann mir letzte Woche in der Stadt begegnete, drückte er mir herzlich die Hand, kniff die Augen zusammen und schnalzte mit der Zunge.

„Aber jetzt,“ meinte er, „jetzt müssen Sie mal zu uns kommen, gestern sind wir umgezogen.“

„Gottseidank,“ sagte ich, „ein Zimmer auf die Straße, ja?“

„Na, ob,“ meinte er und hob den Kopf hoch, „Salon auf die Straße! Das müssen Sie sehen — Sie werden schauen —.“

„Heut' bin ich mit meiner Frau dagewesen . . .“

Das Haus —? Modern. Fein. Marmorafeln im Flur, echtes Berliner Fabrikat, Treppengeländer — echte Eichenimitation. Treppen nicht zu steil. Kurz: modern.

Vier Treppen. Wir klingeln. Die Frau strahlt, als sie öffnet. Draußen war heller Sonnenschein und im Korridor immerhin so hell, daß man sich gegenseitig ganz gut ohne Licht sehen konnte.

„Sie wohnen aber in einem feinen Hause,“ sagte meine Frau nach der Begrüßung.

Frau Gabler lächelte milde.

„Warten Sie einen Augenblick,“ erwiderte sie. „Eise, hol' mal den Schlüssel!“

Eise, die dreizehnjährige Tochter, brachte den Schlüssel.

„Unser Salon!“

Mit einer eleganten Handbewegung öffnete die Frau die Tür, und wir mußten eintreten. Sie blieb an der Tür stehen und beobachtete uns.

Der Salon ist das einzige Zimmer vorne hinaus. Ich will mir die Sache genauer ansehen und lasse mich auf einen der Seidensessel nieder. Die Hausfrau tritt näher, und ich sehe, wie sie zusammensinkt, weiß aber nicht, warum. Frau Gabler erklärt meiner Ehegattin das Inventar. Der Tisch — echt Mahagoni, hat 72 Mark gekostet, jawohl, die ganze Garnitur 350 Mark; sie ist ganz echt und der Umbau, usw. usw.

Auch der Hausherr kam jetzt an. Nach kurzer Begrüßung ließ er sich sogleich auf einen der Sessel neben mir nieder. Sofort stürzt seine Frau herbei.

„Aber, wie kannst Du nur, die ganz neuen Sessel — —“

Der Mann steht auf, und auch ich erhebe mich.

„Die Stühle sind auch echt vergoldet,“ fährt die Frau glücklich strahlend in der Erklärung fort.

„Na,“ sage ich, „solche Sachen sind manchmal bronziert.“

„Rut, dann sind sie jedenfalls echt bronziert.“

„Ist das nicht wunderschön,“ meint schließlich die gute Seele.

„So lange arbeiten wir nun schon, vierzehn Jahre Nidel auf Nidel gelegt, und nun ist es soweit! Aber fein, was? 1723 Mark 45 Pfennige.“

„Ihr sitzt wohl jetzt in den Sesseln, wenn Ihr am Abend nach getaner Arbeit nach Hause kommt?“ fragt unvorsichtigerweise meine Frau.

„O, was denken Sie,“ belehrt uns die Hausfrau und macht weit die Augen auf, „hier ist der Schlüssel! Der bleibt bei mir, das wäre ja noch besser; da darf niemand herein, als wenn seiner Besuch kommt. Glauben Sie, wir haben umsonst so lange gespart? Macht, daß Ihr rauskommt, Kinder!“

Die Kinder gehen, und wir alle mit nach hinten. Dort sitzen wir den ganzen lieben langen Nachmittag in der kleinen winkligen Stube nach dem Hof, wo die Stühle knaden, der Tisch wackelt und der alte Schrank zittert, wenn man ihn scharf ansieht. Vorsichtig sehen wir uns.

„Nun ja, hier ist es ja ein bißchen einsach, Sie wissen ja,“ meint die Hausfrau, „aber dann bleibt auch unser Salon wie neu; nicht wahr, Vater?“

Und der Hausherr schmunzelt vergnügt . . . —

Fritz Sänger.

k. Eine archäologische Expedition nach Ost-Turkestan. Mit Unterstützung der indischen Regierung hat sich der bekannte Forscher Dr. R. A. Stein von neuem nach Ost-Turkestan begeben, um dort die archäologischen Forschungen wieder aufzunehmen, die er in diesen Gebieten in den Jahren 1900 bis 1901 mit großem Erfolge begonnen hat. Seine damaligen Entdeckungen liehen zum ersten Male erkennen, in welchem Maße Indien von einer sehr frühen Periode an in diesen Gebieten sowohl durch die Verbreitung der buddhistischen Religion als auch durch seine Kultur und Kunst Einfluß ausgeübt hat. Zugleich erwiesen die Forschungen die Tatsache, daß der Einfluß des klassischen Westens während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung selbst bis in diese entlegenen Gebiete Zentralasiens vorgeedrungen war. Für die neue Expedition, von der man gleichfalls wichtige geographische und archäologische Ergebnisse erwartet, sind vom Britischen Museum 40 000 M. bewilligt worden. Dr. Stein hat einen Plan ausgearbeitet, Kaschgar auf einem sehr interessanten Wege zu erreichen. Die Expedition will durch Chitral und Mastuj nach Sarhad und von dort längs der Quellflüsse des Dgus nach dem Taghdumbash Kamir vorrücken; dieser Weg geht zum Teile durch das Gebiet von Afghanistan, und der Emir hat bereitwilligst seine Erlaubnis, durch diesen entlegenen Winkel von Afghanistan zu reisen, erteilt. Die Dauer der Expedition ist auf 2 Jahre berechnet. Nur der Spätherbst und die Wintermonate können zu Ausgrabungen in diesen Wüstengebieten benutzt werden, da nur in dieser Zeit die Schwierigkeit der Wasserzufuhr durch den Transport von Eis überwunden werden kann. Andere Expeditionen sind be-

reits in Chinesisch-Turkestan tätig. Abgesehen von Colonel Bruce, der kürzlich nach einer Ueberlandreise von Indien über den Lop Nor in Peking angekommen ist, und von den amerikanischen Reisenden Professor Ellsworth Huntington und A. L. Barrett, die kürzlich nach einer großen Forschungsreise im Tarim-Becken nach Hause zurückkehrten, sind russische und deutsche Gelehrte im Norden von Chinesisch-Turkestan tätig, während eine französische archäologische Expedition gerade jetzt aufbrechen will, um eine Forschungsreise von Kaschagar nach Peking zu unternehmen. —

ba. **Prairiefeuer.** Unter den Schrecken der Wildnis, mit denen der Ansiedler im Westen der Vereinigten Staaten in früheren Zeiten zu kämpfen hatte, war ein Prairiefeuer am gefürchtetsten. Heute noch werden die weiten Prairien westlich vom Missouri von großen Bränden heimgesucht, aber man kann sich heute besser schützen durch gegenseitige Hilfe und entsprechende Vorkehrungen und Versicherungen. Man sprach ehemals vom „Dämon der Prairien“, der alles fraß: Haus und Stallungen und Vorräte, der aller Anstrengungen des Farmers spottete, sobald er das Haus erreicht hatte. Froh konnte der Farmer sein, wenn er das nackte Leben für sich und die Seinen rettete, und von neuem mußte er den Kampf ums Dasein in der Wildnis aufnehmen. Ein Pionier aus der alten Zeit erzählt in der amerikanischen Zeitschrift „Forest and Stream“ („Wald und Strom“) von großen Prairiefeuern im nördlichen Teil des Staates Iowa, die noch bis zum Jahre 1876 in schrecklicher Weise wüteten. In jedem Herbst lebten die Ansiedler in Furcht und Angst vor den Feuerbränden, die regelmäßig um diese Jahreszeit aufzutreten pflegten. Erst wenn der Schnee zu fallen begann, fühlte sich der Farmer sicher. Um dem Feuer zu begegnen, zog er breite Furchen um sein Haus, um Stallungen und Scheunen, und in einer Entfernung von 100—150 Fuß zog er eine andere Furche, parallel mit der ersten. Dann zündete er das Gras zwischen diesen beiden Furchen an und brannte jedes Galmchen ab. Das war seine zuverlässigste Feuerwehr; damit setzte er dem heranstürmenden Flammmeer einen Damm entgegen. Freilich, oft genug kam es vor, daß die Flammen, von einem heftigen Winde getrieben, den breitesten Damm mit Leichtigkeit übersprangen. In der Not wurde manchmal ein Gegenfeuer angezündet, was sich leicht aller Kontrolle entzog und anderwärts großen Schaden bringen konnte. Jede Nacht im Herbst mußten die Ansiedler Wache halten, um von einem Prairiebrande nicht überrascht zu werden, wenn Rauch in der Luft lag oder der eigentümliche Geruch von verbranntem Gras wahrgenommen wurde. Oft sahen sie ein Feuer in meilenweiter Entfernung und beobachteten mit gespannter Aufmerksamkeit und großer Sorge, wohin der Wind die Flammen trieb. Die ganze Familie stand dann bereit zur Abwehr, die einen mit Gegenfeuern, die anderen mit nassen Decken und anderen Mitteln, das Haus zu schützen. Das Feuer brannte und machte seinen Weg immer in der Form einer römischen Fünfe, sich ausbreitend, je weiter es vordrang. In niederen Gegenden mit schwerem und hohem Graswuchs, der in früheren Zeiten nicht selten war, gewann das Feuer eine unheimliche Macht und verbreitete eine furchtbare Hitze, der nichts widerstehen konnte. Einen großartigen Anblick gewährte ein Prairiefeuer zur Nachtzeit, wenn man es aus einer Entfernung von einigen englischen Meilen beobachten konnte. Die Phantastie belebte die Flammen und sah Scharen von Indianern im vollen Kriegsschmuck daherreiten. Durch das schnelle Auf- und Niedersteigen der Flammen und die Gebilde des Rauches wurde die Illusion leicht hervorgebracht. Häufig wurden die Indianer für die Prairiefeuer verantwortlich gemacht. Man glaubte, daß die Rothhäute zu diesem Mittel griffen, um sich der Blaggeister zu erwehren. Bei der Leichtigkeit, mit der ein Prairiefeuer entstand und heute noch entsteht, konnten aber vielerlei Ursachen dazu beitragen. Bei den Versuchen, sich ein Schutzgebiet um Haus und Hof abzubrennen, trug der Wind nicht selten das Feuer davon, das die nächste Ansiedelung bedrohte. —

Völkertunde.

c. **Heiratsgebräuche bei den Basutos.** Eigenartige Heiratsitten herrschen bei den Basutos im Basutolande. Dem jungen Mann bleibt die schwierige Aufgabe, einen mündlichen Heiratsantrag zu machen, erspart. Wenn ein junger Mann heiraten will, so drückt er seine Absicht in Taten, nicht in Worten aus. Wenn alles in seinem Dorfe schläft, treibt er die Kühe aus der Hürde und läßt die Kübber an ihren Müttern saugen. Seine Eltern verstehen, was das bedeutet, und da die Braut schon seit langem vom Vater gewählt worden ist, schickt er einen Voten mit einer Kuh zum Vater des Mädchens. Diesem wird mitgeteilt, der Vote wäre gekommen, eine Kalabasse mit Wasser zu verlangen; unter dieser seltsamen Anspielung ist die Braut gemeint. Dann wird die Mutter benachrichtigt; und wenn beide einverstanden sind, wird der Vote mit Fett gesalbt, was „Ja“ bedeutet. Im Falle einer Weigerung unterbleibt die Salbung. Wenn die Kuh angenommen wird, so ist das eine Bürgschaft dafür, daß der Handel abgeschlossen ist und das Mädchen nicht an einen anderen gegeben werden kann. Darauf werden alle Mitglieder beider Familien von dem Uebereinkommen benachrichtigt, denn einerseits haben sie eine Zustener zu der Heirat zu leisten, andererseits empfangen sie ihren Anteil. Jedes Mitglied der Familie des Bräutigams, das sein Tier zu der Grüндung des neuen Hausstandes hergegeben hat, erwirbt dadurch einen Anspruch auf die der Ehe entstehenden Kinder, be-

sonders auf die Mädchen, denn wenn sie verheiratet werden, wird aus dem für sie gezahlten Vieh die Schuld an die Verwandten, die einst den Vater bei der Hochzeit ausstatteten, wieder erstattet. Zur Zeit der Hochzeit wird das gesamte Vieh von der Mutter oder Tante aus der Hürde gebracht. Wenn die Hochzeitsgesellschaft mit dem Vieh, das hinter ihnen hergetrieben wird, das Dorf erreicht, heiden sich die Verwandten der Frau in Lumpen als Zeichen dafür, daß die andere Partei sie reicher machen und ihnen etwas schenken muß. Nachdem das Vieh in die Hürde getrieben ist, werden Begrüßungen ausgetauscht. Die Tiere werden gezählt, und die Eltern der Braut müssen erklären, ob sie sich mit der Zahl und Qualität des Viehes zufrieden geben; sonst muß soviel hinzugesetzt werden, bis sie befriedigt sind. In der Regel werden für ein Mädchen zwanzig Rinder, zehn Schafe oder Ziegen und ein Pferd bezahlt, für die Tochter eines Häuptlings wird aber mehr verlangt. Nach beendeter Zeremonie folgt die Braut nicht gleich ihrem Manne, es vergehen Wochen und sogar Monate, ehe beide zusammenleben. Zwei Monate vor der Geburt eines Kindes kehrt die Frau zu ihrer Mutter zurück. —

Humoristisches.

— **Attenblüte.** Verfügung: „Der Zippeldorfer Brand gehört nicht hierher und ist deshalb zu löschen.“ —

— **Beamtenstolz.** In ein abgelegenes Dörfchen kam ein sehr vornehm aussehender Herr. Er ließ sich von einem kleinen Bauernmädchen zum Hause des Ortschulzen führen und begann unterwegs mit dem Kinde eine leutselige Unterhaltung.

„Weißt Du denn auch, wen Du führst?“

„Neel!“

„Was? Du kennst mich nicht?“

„Neel!“

„Auch so nicht?“ (Hier blieb der Herr stehen, nahm sich den Hut ab und strich sich die Haare aus der Stirn.)

„Neel!“

„Wie, Du kennst Deinen eigenen Kreisarzt nicht?“ —

— **Unmöglich.** Hat sich doch dieser Baron, der Lebemann, von der jungen Künstlerin noch locken lassen!“

„Das glaube ich nicht! Ist überhaupt nicht möglich.“

„Ja, warum denn nicht?“

„Der Baron ist ja ein Kahlkopf!“ —

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— **Preisaus schreiben.** Der Verkehrsverein für Radesheim a. Rh. setzt für ein Lied auf Radesheim und seinen Wein drei Preise aus (150, 100, 50 Flaschen Radesheimer). Endtermin der Einsendungen: 1. Oktober 1906. —

— Ein Preis von 1000 Mark wird am 18. Februar 1907 durch die philosophische Fakultät der Berliner Universität vergeben für die hervorragendste Arbeit auf physikalischem oder mathematischem Gebiet, die bis 1. Januar 1907 der Fakultät eingereicht ist. Die Bewerber müssen an der Universität Berlin die Doktorprüfung bestanden oder wenigstens zwei Semester an ihr studiert haben. —

— **Maria Kospisjil** wird mit ihrem Ensemble am 16. Juni ein auf 14 Abende berechnetes Gastspiel im Berliner Theater beginnen. —

— Die drei elsässischen Theater in Strassburg, Müllhausen und Kolmar sollen zu einer vertraglichen gemeinsamen Organisation zusammengeschlossen werden. —

— **Leo Tolstoj** hat ein fünftaktiges Drama „Der Weg zur Wahrheit“ vollendet. Das Stück spielt in der Gegenwart. —

— Ein neues Gift im Kaffee. Nach Dr. E. Erdmann enthält der Kaffee, speziell das Kaffeeöl, bis zu 50 Proz. Furfur-Alkohol, der von sehr nachteiligem Einfluß auf den menschlichen Organismus ist. Bei diesbezüglichen Versuchen ergab sich besonders eine nachteilige Wirkung des Giftes auf die Atmung und die Körpertemperatur. Der Speichelfluß wird vermehrt, ebenso die Sekretion der Tränen-drüsen und die Schleimsekretion. Häufig wirkt das Gift auch harntreibend und Durchfall erregend. („Prometheus“.)

— Ein **Regerbrief.** Ein Regier, der an der Goldküste das Amt eines Briefträgers bekleidet, sandte jüngst das folgende Schreiben an seinen Postmeister: „Lieber Postmeister! Ich habe das Vergnügen Ihnen mit Bedauern anzuzeigen, daß, als ich heute früh mein Bad nahm, eine Welle meine Hosen verschlungen hat. Lieber Meister, wie kann ich ohne Hosen meinen Dienst verrichten? Wenn sie verloren sind, was wird aus mir? Bitte schreiben Sie doch nach Accra, daß sie mir andere Hosen schicken, die ich dann anziehen, um wieder laufen zu können. Guten Tag, Sir, Milord, wie geht es Ihnen? Ihr Sie liebender Korporal J. Abdie.“ —